



Glaubenssachen

Sonntag, 8. August 2010, 08.40 Uhr

Ein Jegliches hat seine Zeit
Der Prediger Salomo und das Ende des Wachstums
Von Mathias Greffrath

Redaktion: Bernward Kalbhenn
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndrkultur.de

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Es gibt Sätze, die bleiben im Gedächtnis wie Widerhaken. Zum Beispiel: „So wie Du lebst, hast du für alles, was das Leben eigentlich ausmacht, eigentlich keine Zeit.“. Das war ein Vorwurf vor langer Zeit. Er traf, und der Satz erschreckt mich jedes Mal wieder, wenn ich an ihn denke. Ich habe keine Zeit für dies und jenes – mit diesem Satz fängt das falsche Leben an. Denn nicht wir, sondern, so sagt es der schönste Beruhigungstext der Weltliteratur, ein jegliches hat seine Zeit, und alles Vorhaben unter dem Himmel seine Stunde: geboren werden hat seine Zeit, sterben hat seine Zeit; pflanzen hat seine Zeit, ausreißen, was gepflanzt ist, hat seine Zeit; töten hat seine Zeit, heilen hat seine Zeit; weinen hat seine Zeit, lachen hat seine Zeit; Herzen und aufhören zu Herzen, klagen hat seine Zeit, tanzen, suchen und verlieren, behalten und wegwerfen....

Und was wäre das denn schon: ein Ich, das nicht all diesem seine Zeit zukommen ließe? Ein Punkt im leeren Raum.

Gut, Salomons Weisheit stammt aus einer Zeit, in der sich wenig veränderte außer den Jahreszeiten und den Herrschern, und das Leben eingebunden war in ewige Rhythmen: des Leibes, der Reifung der Feldfrüchte, der Jahreszeiten, der täglichen Arbeit, der Feste. Poesie, die für Jahrtausende taugte, in denen ein gewöhnliches, mühseliges Leben im Umkreis von sechs Meilen spielte, die Bedürfnisse so überschaubar waren wie die eigenen Kräfte, und Wachstum hieß: dass Kinder wachsen, dass der Weizen wächst, dass Königreiche wachsen – und Alte sterben und der Weizen geerntet wird und die Reiche schrumpfen. Es war ein ewiger Kreislauf. Und deshalb sinnlos – oder eitel, wie es bei Salomon heißt – noch mehr zu wollen: denn es war immer vom Gleichen. Hatte man ein Jahr erlebt, hatte man alle erlebt, und noch der Tod war Teil dieser Ordnung, und das Leben hörte mit ihm nicht auf.

Und heute? Hat Geborenwerden nicht mehr „seine“ Zeit: wann und wie geboren wird, darüber entscheidet zunächst die berufstätige Frau, die die Pille absetzt, und zuletzt der Dienstplan der Ärzte, die auch ein Wochenende haben wollen. Sterben hat nicht mehr „seine“ Zeit, sondern die Zeit der Intensiv- und Transplantationsmedizin. Die Zeit des Pflanzens wird von den Genetikern manipuliert, die Zeit zum Heilen wird von den Versicherungsmathematikern bemessen. Das Klagen misst der Psychiater in Stunden, und in Amerika gibt es schon drive through funerals, bei denen man das Auto gar nicht verlassen muss. „Suchen hat seine Zeit“? Nun, mit computergestützte Partnersuche und speed dating geht's schneller. „Herzen hat seine Zeit“? Wenn es um das Herzen der Kinder geht, heißt das auch bei uns nun: quality time – zwei Stunden zwischen Feierabend und Zubettgehen, aber die bitte sehr dicht und konzentriert. „Jegliche Dinge haben heute, im mittelständischen Mitteleuropa – nicht mehr *ihre* Zeit, sondern die Beschleunigung teilt diktatorisch jeglichem Tun seine Zeit zu. Und es geht immer noch schneller: Speed Reading, damit wir schneller informiert sind, Power Nap, damit wir schneller wach sind, Aktiv-Urlaub, *damit wir mehr erleben in weniger Zeit*.

Und genau mit diesem Wunsch geraten wir immer stärker in Zeitnot. Die Quartalsberichte, die Stechuhren, die Öffnungszeiten der KITAS und der Einkaufszentren geben für jegliches Tun den Takt vor, und tut sich mal unerwartet eine Lücke auf für den schönen Vogel Langeweile, der uns die Zeit spüren lässt, dann hat das Stadtmagazin sicher eine Idee, wo wir noch nicht waren.

Beschleunigung ist ein Epochenbegriff. „Beschleunigung“ so heißt das gedankenreiche Buch des Soziologen Hartmut Rosa. Beschleunigung ist die Signatur der Zeit, so jubeln die Wirtschaftsliberalen, so klagen die Konservativen, aber Klagen bringt die alten Zeiten nicht zurück – und Klagen geht fehl. Denn die Geschichte der Beschleunigung war ja auch eine Erfolgsgeschichte. Zweihundert Jahre lang formte explosives Wirtschaftswachstum unsere westlichen Gesellschaften. Wissenschaft und Technik gaben uns Werkzeuge, mächtiger als alle

zuvor. Der Hunger verschwand aus unseren Breiten. Was ehemals nur Adligen und Großbürgern zukam, wurde, wenn auch nicht ohne Klassenkampf, zum allgemeinen Lebensstandard. Kapitalismus und Industrie, so priesen es wortmächtig Karl Marx ebenso wie die liberalen Ökonomen, beseitigten die Not, rissen die Menschen aus der „Idiotie des Landlebens“, wo jedes Dorf seine Zeit hatte, in die Netzwerke der Zivilisation und verfeinerten die Bedürfnisse. Nun ja, weiteten sie auf jeden Fall aus.

Alle Ökonomie ist Ökonomie der Zeit. Technik und Rationalisierung verkürzen die Zeit, die wir brauchen, um ein Produkt herzustellen, und viele dieser Produkte schenken uns noch mehr Zeit: Die Waschmaschine hat Milliarden von Frauen Billionen von Stunden harter Arbeit erspart. Vor einem halben Jahrhundert musste ein Arbeiter vier Wochen schaffen, um einen Kühlschrank zu kaufen, heute reichen zweieinhalb Tage, bei Fernseher sank die Zeit von neun Arbeitswochen auf eine halbe. Und bei grundlegenderen Produkten ist es nicht anders: für Butter arbeiten wir ein Zehntel, für Zucker ein Sechstel, für Milch ein Viertel dessen, was unsere Eltern noch aufbringen mussten.

Bei all dem wurde die Zeit für die Menschen immer knapper, und sie selbst immer nervöser. Denn das Zeitgeschenk wurde nicht konsumiert, sondern investiert. So wurden wir immer reicher an Dingen und immer ärmer an Zeit – Zeit für das jegliche, das ein Leben ausmacht: Wo früher einer in die Fabrik ging und eine für die Kinder, den Haushalt und die Behaglichkeit sorgte, arbeiten nun zwei für die Familie, damit sie mit allem ausgestattet ist. Das Rad des Lebens dreht sich immer schneller. Und der Zeitpfeil der Ökonomie richtet sich ins Unendliche.

Das war einmal anders gedacht gewesen. Nicht unendliches Wachstum war für die Klassiker der Ökonomie im 19. und 20. Jahrhundert der Zweck des Wirtschaftens, sondern, wären die Grundbedürfnisse erst einmal gestillt: das Ende des Wachstums. Reife. „Ich glaube“, so schrieb der Liberale John Stuart Mill, „dass das Ende des Wachstums von Kapital und Reichtum, aufs Ganze gesehen, eine beträchtliche Verbesserung unseres jetzigen Zustands wäre.... Nur in den armen Ländern der Welt wird es noch nötig sein, die Produktion zu steigern; in den fortgeschrittenen besteht die ökonomische Notwendigkeit darin, den Reichtum besser zu verteilen.“ Damit alle Menschen, so Mill, über „genug Mußezeit verfügen, um in aller Freiheit die anmutigen Seiten des Lebens zu kultivieren. Ein solcher Zustand der Gesellschaft wäre nicht nur vollkommen vereinbar mit einer Wirtschaft ohne Wachstum, sondern setzte eine solche geradezu voraus. In einer solchen Gesellschaft könnte der technische Fortschritt, statt nur dem einen Zweck zu dienen, den Reichtum zu mehren, seine einzige legitime Wirkung entfalten: die Arbeitszeit zu verkürzen.“

John Stuart Mills Vision stammt aus der Zeit vor dem Aufkommen der Finanzimperien und multinationalen Konzerne. Noch zwei Generationen später, 1930, auf dem Höhepunkt der ersten globalen Wirtschaftskrise, schrieb John Maynard Keynes:

„Es mag in der Lebenszeit unserer Enkel ein Punkt erreicht werden, an dem die Grundbedürfnisse in dem Sinne befriedigt sind, dass wir es vorziehen, unsere Kräfte künftig auf nichtökonomische Zwecke zu verwenden.“

Keynes *fürchtete*, dass der Übergang ins Reich der ökonomischen Freiheit der westlichen Menschheit einen „kollektiven Nervenzusammenbruch“ bescheren könnte. Denn zu lange seien wir „dazu erzogen worden, nach etwas zu streben und nicht etwas zu genießen.“

John Maynard Keynes' Vision einer Abrüstung des abendländischen Aktivitätskommandos, einer

Verkürzung der Erwerbsarbeitszeit auf eine 15-Stundenwoche, beruhte nicht nur auf seinen kulturellen Präferenzen, sondern auch auf seiner Vermutung, dass in den hochproduktiven kapitalistischen Gesellschaften, wenn alle Haushalte erst einmal mit den üblichen Gebrauchsgütern ausgestattet wären, das Wachstum ohnehin schrumpfen müsste - etwa in den sechziger Jahren. Das kam auch so - und etwa um diese Zeit begann die chronische Arbeitslosigkeit, nur niemand dachte mehr an Arbeitszeitverkürzung. Denn immer noch wuchs das Reich der möglichen Dinge. Die Bedürfnisse schienen unendlich - und viele Ökonomen glauben das bis heute.

Nun, der Bildungsbürger Keynes konnte sich eben einfach nicht vorstellen, dass der Besitz von Heimzapfanlagen, Espressomaschinen und einander jagenden Generationen von Flachbildschirmen oder ebooks, ipods, ipads attraktiver sein könnte als Muße und Bildung und Zeitreichtum.

Und die Dekolonisierung, das Ende des Kommunismus und Globalisierung beschleunigten die erlahmende Wachstumsdynamik noch einmal kräftig; der Markt für all die schönen Dinge vervielfachte sich - und das beschleunigt den Weltverzehr. Seit den ersten Studien des Club of Rome, seit einem halben Jahrhundert also, wissen wir um die materiellen und ökologischen Grenzen des Wachstums. Der kommende Rohstoffmangel, der horrende Verbrauch an Süßwasser; das absehbare Ende der Ölförderung - das alles hat seine Jahreszahlen. Es beunruhigt die Beunruhigbaren, dringt - wie die Klimakrise - zyklisch in die mediale Öffentlichkeit und verschwindet dann wieder aus dem Bewusstsein.

Warum? Weil bis auf die professionellen Wachstumspriester niemand mehr so richtig daran glaubt, dass wir diese Krise im Verhältnis von Menschengesellschaften und globaler Natur bewältigen werden. Weil das Ausmaß der kommenden Katastrophen die Phantasie der wissenschaftlichen Warner übersteigt. Die werden ohnehin, so wusste es schon der Prediger Salomon, nicht gehört. Da war eine kleine Stadt in großer Gefahr, schreibt er, wohl 3000 Jahre vor heute: „und es fand sich darin ein armer, weiser Mann, der hätte die Stadt retten können durch seine Weisheit; aber kein Mensch dachte an diesen armen Mann, und auf seine Worte hört man nicht.“

Auch beim Warnen ist alles größer geworden. Die Kollapsliteratur ist ins Unmessbare gewachsen, mit zahlenbewehrten Prognosen, und alten Lebenshilfesätzen wie dem, dass Sein kostbarer ist als Haben. Aber wir leben eben nicht mehr in einer kleinen Stadt, sondern in einem Weltsystem. Und auch das hat seine Zeit, und ihr Maß gibt den Takt an für jegliches Geschehen. Es die Zeit der globalisierten Produktion, die keinen Ort mehr hat, sondern nur die billigsten Arbeitsbedingungen hat und Transportwege sucht. Es ist der Zehntelsekundentakt der Finanzmassen, die den Erdball umkreisen auf der Suche nach dem schnellsten Profit und dem höchsten Zins. Zins, so wollte es die Kirche einmal, sei Sünde, weil Zins eine Steuer auf die Zeit sei. Die Zeit aber gehöre Gott allein.

Das ist lange her, und bei den Protestanten wurde Zeit-Verschwendung zur Sünde. Aber selbst nach den Rechnungen der Ökonomen ist das kapitalgetriebene Wachstum längst unwirtschaftlich geworden - denn es ruiniert die Grundlagen des kommenden Lebens auf Erden und macht künftigen Gewinn zunichte. Jedes Jahr hat die Weltgesellschaft schon im September mehr Ressourcen verbraucht, als neue nachwachsen.

Aber die Erschöpfung der Erde ist nur die eine Seite - die andere ist die Erschöpfung der Menschen durch die Beschleunigung des Lebens. Jegliche Zeit hat auch ihre Krankheit, und die

zweithäufigste Krankheit unserer Epoche, jedenfalls hierzulande, ist die Depression. Die Zahl der an ihr Leidenden wächst rasant – und damit die Zahl der „Fehltag“. Tage, in denen Leib und Seele sich „ihre Zeit“ zurückholen. Verlorene Tage fürs Kapital.

Depression ist eine Zeitkrankheit. Nicht nur, weil sie in unserer Epoche grassiert, sondern weil sie eine Pathologie der Zeit ist. Immer mehr Menschen schaffen es nicht, die Rhythmen der Produktion und die Rhythmen jeglicher anderer Vorhaben in eine leb bare Einheit zu bringen: die Kinderaufzucht, die Ruhebedürfnisse, die Eigenzeiten des Körpers, das Tanzen, die Liebe. Der Rhythmus der Netzwerke in denen wir arbeiten, die Deadlines, die Koordinierung der Zeiten von Partner, Kindern, Verwandten, Freunden – diese Ungleichzeitigkeiten lassen uns in den Rastern der abstrakten digitalen Zeit zappeln, und die kennt keine Verbindung mit Vergangenheit oder Zukunft, die unserem Leben Kontur geben könnte. So sind es nicht mehr die Rhythmen des Lebens, die jeglichem seine Zeit geben, sondern der 24-Stunden-Rhythmus, in dem die Geld-Welt tickt. Die Zeit hat uns. Und die Überflüssigen spuckt sie aus: ins Reich der leeren Zeit.

Doch es ist nicht nur der Stress der Produktion, die unseren Charakter flexibel werden lässt; es ist auch der Stress, den uns die ins Unendliche gewachsenen Produkte und Angebote bereiten, zwischen denen wir wählen können. Wählen müssen – selbst wenn wir sie abwählen. Autonomie, das war die Losung der Aufklärung, und Autonomie heißt, sein Schicksal, seinen Lebensplan, seinen Beruf, seine Glücksvorstellungen frei wählen zu können. Aber der Fundus dessen, was wir kaufen können – wir, die Zahlungskraftigen – ist unendlich viel größer, als wir in einer Lebenszeit genießen, erfahren, erleben, begreifen, ist unendlich viel weiter, als unsere Augen, unsere Hände, unsere Genussorgane und unser Geldbeutel reichen.

Und das bereitet Stress. Kinder oder Karriere – und wann? Rom oder Madrid am Wochenende oder doch lieber mit einem Buch auf dem Balkon? ZDF oder ARD? Dabeibleiben oder Zappen, aus Angst vorm Verpassen? Das Kochen perfektionieren oder das Singen? Für Afrika spenden oder in eine Partei eintreten? Homöopathie oder Schulmedizin? Seit wir frei wählen können, haben wir einen chronischen time-lag. Wir, die endlichen Wesen – mit einer endlichen Zeit – in einer unendlichen Umwelt, nicht länger begrenzt durch die Traditionen einer Familie, eines Ortes, einer Klasse, einer Religion, die außer der Zeit auf Erden noch eine andere kannte. Die Optionen steigern den Entscheidungs- und die den Informationsbedarf. Wer doppelt so schnell lebt, kann mehr Weltmöglichkeiten realisieren, wenn er zahlen kann. Es ist, so jubeln die Ökonomen, eine Schraube ohne Ende. Aber ein „Jegliches“ schrumpft dabei. Vor hundert Jahren schliefen wir zwei Stunden länger, in den zurückliegenden zwanzig Jahren hat der Amerikaner die Zeit für Essen und Körperpflege um vier Wochenstunden gekürzt. Und wie ist es mit Weinen und Lachen und Tanzen?

Das Wirtschaftssystem lebt von diesem unendlichen Rackern und Wünschen, denn sein Motor, das Geld-Kapital, ist gleichgültig gegenüber allen Qualitäten, es kennt kein Ziel als die unendliche Vermehrung.

Es stimmt, Kapitalismuskritik kommt wieder in Mode, aber sie ist zahnlos. Die Einsicht in die Katastrophendynamik mag zu einer individuellen Wende führen, aber der Konsumverzicht aufgeklärter Mittelschichten, der Verzicht auf den Billigflug, ökologischer Konsum und Fahrradausflüge werden nichts wenden, solange Milliarden von Menschen noch arm sind, und sich am Lebensstil der Konsumsteigerung orientieren. Der Ausstieg in Landkommunen, spirituelle Zirkel mag den einzelnen mit seiner Seele versöhnen. Aber damit geht er von der Rennbahn, und das wird den Gang des Ganzen nicht bremsen. Das unendliche Wachstum auf die Endlichkeit der Welt zurückzuschneiden, das erforderte eine Volkswirtschaft, die sich an langen Fristen orientiert, vor allem aber eine globale, zumindest nationale Politik der Beschränkung und Verlangsamung der Geldströme, die Materie und Menschen in Bewegung halten und erschöpfen.

Auch die Politik hat so ein Zeitproblem – ein dramatisches: Die Beschleunigung der Kapital- und Güterströme erzeugt Gefahren, die in zwei, drei oder mehr Jahrzehnten virulent werden, die politischen Prozesse aber, die gegensteuern könnten, haben ihre Zeit, folgen dem Rhythmus von Wahlperioden und den Tempi des Parlamentarismus. Demokratische, also auf Diskussion, Information und Aushandeln gerichtete Politik ist dem Zeitdruck, der von den großen Kapitalmächten ausgeht, nicht gewachsen. Ein globales *Wachstumsentschleunigungsgesetz* wäre nötig, aber auf die große Krise haben die Lenker mit einem *Wachstumsbeschleunigungsgesetz* reagiert. Für eine Ökonomie des Schrumpfens, oder der Begrenzung gibt es noch keinen Lehrstuhl, und bis auf weiteres halten die Politiker ihre Wähler und die Wähler ihre Politiker für gieriger und kurzsichtiger, als sie allen Umfragen nach denken – und vielleicht sogar sind.

Der Crash ist also abzusehen. Und weil das so ist, wächst die Zahl derer, die – darin durchaus vernünftig – individuell durchzukommen suchen. Ein jeglicher plant seine Zeit, so vernünftig, wie er es im Reich der Vernunftlosigkeit vermag. Nur das Ganze ist ohne Ziel.

Aber moralisieren nützt nichts. Die Frage ist nur, wie wir mittleren Naturen, wir mittelmäßigen Begabungen, wir, die wir nicht die Sklaven eines Kapitals sind und nicht die Besitzer einer Virtuosenbegabung – ob nun als Geiger, Mittelstürmer, Erfinder oder Lehrer – die Frage ist nur, wie wir unsere Zeit und unser Zeitmaß bestimmen. Ob wir, und das heißt zunächst: jeder einzelne, nicht noch andere Träume haben als eine Festanstellung im falschen Ganzen und dann vielleicht, in der Rente, eine Reise nach New York, oder ein Wellness-Abo. An Sommerurlaubsabenden halten wir uns zugute, dass wir eigentlich ganz anders sind und denken – wir kommen nur nicht dazu; und schieben es auf das System, das uns zwingt, immer zu wollen, was wir nicht wollen. Offenbar ist selbst der durchschaute Systemzwang noch ein Zwang.

Gegen die Furcht, etwas zu verpassen, hilft nur eine andere, größere Furcht. Es ist die Furcht, die einen jeden von uns gelegentlich überfällt – immer nur kurz und stechend, und meist folgenlos. Es ist *die* Furcht, die wir mit den Produkten und den Optionen verdecken. Die Furcht vorm Ende unserer Zeit. Sechzig, siebzig, wenn's hoch kommt, achtzig Jahre bei leidlicher Kraft und leidlich klarem Bewusstsein. Nichts, sagt Augustinus, ist gewiss, nur der Tod. Und weil das so ist, wollen wir keine Zeit verlieren. Und keinen Genuss. Und verlieren so das Leben. Unseres, und das der Welt.

Was sagt der weise Salomon dazu? Wenig, außer: Tu, was Dir vor die Hände kommt, mit Kraft. Und: „Es gibt nichts Besseres, als fröhlich sein und sich gütlich tun in seinem Leben“. Leben aber, das war dem Weisen nur ein Leben, in dem ein Jegliches seine Zeit findet. Das Pflanzen, das Bauen, das Heilen, das Weinen und das Lachen, das Tanzen und das Herzen, das Suchen und das Behalten, das Schweigen und das Reden, das Lieben und das Hassen, der Frieden – und der Streit. Und den können wir wohl kaum vermeiden, wenn wir einem Jeglichen seine Zeit geben wollen.

Vor sechzig Jahren hat der amerikanische Volksänger und Aktivist Pete Seeger die Verse Salomons vertont, und nur drei Worte hinzugefügt: Turn, Turn, Turn. Die Byrds haben das Lied zum Welthit gemacht, in den Sechzigern. Turn, Turn, Turn, das heißt wohl: Wende Dich zurück. Eine Rückwendung aber – das wäre: eine Revolution.